Sommerwind

Autor(en): **Weibel, Rosa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 26

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638136>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berliner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

30. Juni

== Sommerwind. ==

Von Rosa Weibel.

Nun prangt der Mohn im Weizenfeld,
So fein wie glänzendrote Seide,
So herrlich steht der Sommer da,
Als wüßt er nichts vom Leide.

Der Wind spielt leis im Aehrenwald,
Ein Raunen und ein leises Klingen,
Als wüßt er nichts von Schmerz und Gram,
Hör ich ihn singen, singen . . .

Und küßte doch wohl Nacht um Nacht
So manchem Held die Todeswunden,
Glitt über tausend Gräber hin,
Die er im Feld gefunden.

Und hörte wohl manch wehen Schrei
Aus Qual und Not zum Himmel dringen,
Und kost hier mit dem roten Mohn,
Und kann noch singen, singen . . .

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

12

5. Kapitel.

Die Woche, die dem Sonntag folgte, schien Lis endlos zu sein. Sie hatte keine Karten von Direktor Hellebecke erhalten und auch Mary ließ nichts von sich hören. Wenn von weitem des Briefträgers lange und schwankende Gestalt zu sehen war, lief Lis ihm freudig entgegen, um enttäuscht und langsam nach Hause zurückzukehren. Sie saß dann und nähte heftig und es tropften klare Tränen auf ihre Arbeit. Im Schulzimmer sangen die Kinder und übten Weihnachtslieder. Sie konnte Martin ihnen vorsingen hören. Das stete Wiederholen der gleichen Strophen machte sie ungeduldig. Es klang so dünn und unsicher von unten herauf. Martins klangvoller Tenor, der über den Stimmen der Kinder schwebte, ärgerte sie noch mehr. Dazu, dachte sie, hat er nun seit Jahren Stunden beim ersten Meister des Landes genommen, dazu übt er täglich, um dummen Bauernkindern vorzusingen. Wer versteht hier etwas von Kunst? Wer schätzt Martin um seiner Stimme willen? Sie merken nicht einmal, daß Martin etwas Besonderes ist. Ein inneres Zähneknirschen, ein wildes Fauchen stieg in ihr auf. Sie sprang heftig vom Stuhl, der Schemel flog durchs Zimmer, die Arbeit auf die Erde. Sie holte Tinte und Papier. Auf Bilakarten warf sie ein paar Worte, die für Mary bestimmt waren. Ob Mary am Donnerstag nächster Woche daheim

sei? Ob sie Lis erwarten wolle, um mit ihr zur Schneiderin zu gehen. Sie schrieb herrisch, sicher, daß sie mit Freuden aufgenommen würde.

Dann schrieb sie an Bianchi. Vorsichtig setzte sie ihre Worte. Sie berichtete von der drohenden Gefahr. Von Martins Absicht, die Musikstunden aufzugeben. Von seinem Widerstand gegen ihre Fahrten nach der Stadt. Sie betonte, daß sie fürchte, er werde weder vom Theater noch von den Stunden weiter etwas wissen wollen. Sie forderte den Meister auf, seinen Einfluß geltend zu machen und versprach, ihrerseits zu tun, was in ihrer Macht stünde. Sie lächelte ein wenig, als sie diese Worte schrieb, denn sie wußte, wie groß ihre Macht war. Noch ein paar herzige Sätze fügte sie bei, denn Meister Bianchi liebte das. Dann schloß sie ihren Brief, eben, als unten sich der scharrende und trampelnde Bieruhrlärm erhob und die Schulkinder sich aus dem heißen, dunstigen Zimmer in die sonnige Winterluft ergossen.

Lis sprang die Treppe hinunter und übergab ihre zwei Briefe dem ersten besten kleinen Mädchen, das ein Körbchen am Arm trug.

„Paß auf! Verliere sie nicht. Und da hast du etwas. Kauf' dir Zuckerzeug daraus.“ Hastig warf sie dem Kind ein Geldstück ins Körblein und lief durch den hintern Flur ins Haus und die Treppe hinauf.